

**HEYNE** <

Das Buch:

Man schreibt das Jahr 1265: Bernard Guils, ein Templer, reist als Söldner getarnt auf einem Schiff von Zypern nach Barcelona. Er soll wertvolle Pergamente nach Spanien bringen. Doch Guils wird auf der Reise vergiftet, die geheimen Pergamente werden gestohlen. Auf dem Sterbebett kann er den alten jüdischen Arzt Abraham Bar Hiyya noch bitten, den Orden der Templer zu benachrichtigen. Abraham erfüllt den letzten Wunsch des Toten; im Haus der Templer trifft er auf Guillem de Montclar, Guils' jungen Schüler. Der ist tief erschüttert über die Nachricht vom Tod seines geliebten Mentors und macht sich auf die Suche nach dem Dieb und Mörder. Ihm zur Seite stehen Guils' alter Gefährte Jacques Le Breton und Bruder Dalmau. Auf der abenteuerlichen Jagd durch Barcelona wird den Templern bald klar, dass außer ihnen noch andere geheimnisvolle Mächte auf der Jagd nach den Papieren sind. Doch erst spät erkennt Guillem, von welcher brisanter Bedeutung der Inhalt der Pergamente tatsächlich ist und welche große Gefahr sie für ihren Besitzer darstellen.

Die Autorin:

Núria Masot wurde 1949 in Palma de Mallorca geboren. Zunächst arbeitete sie als Journalistin für die spanische Tageszeitung *Diario de Barcelona* und den Sender *Radio Barcelona*. Nach einer Zeit am Theater widmet sie sich derzeit der Malerei und Schriftstellerei. Sie lebt in einem Dorf in Katalonien.

Im Heyne Taschenbuch ist außerdem lieferbar:

*Das Labyrinth der Schlange*

*Núria Masot*

*IM SCHATTEN*

*DES TEMPLERS*

historischer Roman

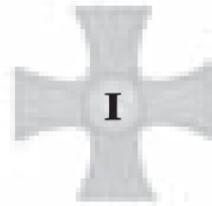
Aus dem Spanischen  
von Hanna Grzimek

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:  
LA SOMBRA DEL TEMPLARIO

*Umwelthinweis:*  
Dieses Buch wurde auf  
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Taschenbuchausgabe 05/2007  
Copyright © 2004 by Núria Masot  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005 by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2007  
Umschlagillustration: akg-images (2)  
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,  
München – Zürich  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-453-72154-8  
[www.heyne.de](http://www.heyne.de)



## **DIE REISE: APRIL 1265**

*»Herr, ich bin vor Gott getreten, vor Euch und Eure Brüder, und bitte Euch und ersuche Euch in Gottes und der Heiligen Jungfrau Namen, mich in Eure Reihen aufzunehmen und der Gunst des Hauses teilhaftig werden zu lassen.«*

*(Aus der Ordensregel der Templer)*

Bernard Guils war unruhig und besorgt, und seine Gemütsverfassung schien ihm ein böses Vorzeichen. Die Reise barg mehr Schwierigkeiten, als er vorausgesehen hatte, und er hatte viele vorausgesehen. Seine feine, auf Gefahren abgerichtete Nase ließ nicht davon ab, ihm Alarmsignale zu senden.

Es begann schon damit, dass ihm der Kapitän der Galeere unsympathisch war, ein gewisser Antonio d'Amato, Venezianer mit spitzigem Gesicht und dunklen Raubvogelaugen, die ihn unentwegt beobachteten. In diesen Zeiten konnte man niemandem vertrauen, und das Gefühl, ausspioniert zu werden, war zu eindringlich, um auch nur einen Moment nicht auf der Hut zu sein. Er lächelte ironisch, war er doch letzten Endes selbst ein Spion. Ein Spion, der sich ausspioniert fühlte.

Er war müde, müde und bedrückt, als hätte sich dunkles Unheil über seinem Haupt zusammengebraut. Sein ganzes

Leben hatte er dem Krieg sowohl im Morgenland als auch im Abendland geopfert, und sein Körper glich bereits selbst einem Scharmützel aus Wunden, schlecht zusammengewachsenen Knochen und einem hohlen Auge. Einen Moment lang erinnerte er sich genau an das Gesicht des jungen muslimischen Lanzenreiters, der ihn verletzt, selbst aber nicht überlebt hatte, um seine Heldentat zu feiern. Und auch er hatte im Eifer des Gefechts seinen Verlust nicht bemerkt, hatte nicht gespürt, dass von diesem Moment an sein Augenlicht um die Hälfte vermindert war. Der gute Jacques *Le Breton* hatte ihn weit vom Schlachtfeld weggeschleift, während er immer weiter Schwerthiebe austeilte wie ein Besessener, ohne seine schreckliche Verletzung zu bemerken, ohne irgendetwas zu bemerken. Im Ordenshaus von Acre hatten sie ihn geheilt und nicht nur jene Augenhöhle behandelt, sondern auch seine gottverdammte Seele gerettet.

Doch damals war er jung und stark und sein Schmerz vorübergehend gewesen. Jetzt hingegen schien es, als habe sich der Schmerz in seinen Knochen, seinem Magen, seinen Eingeweiden, ja tief in seinem Inneren eingenistet und mache keine Anstalten, ihn wieder zu verlassen. Er versuchte sich zu trösten, indem er daran dachte, dass dies nach vielen Jahren treuen Dienstes seine letzte Mission sein würde, darum hatte er ersucht, und der *Maestre* hatte es gebilligt. Er würde sich in eine ruhige Komturei nahe seiner Heimat zurückziehen, würde das Feld bestellen, Pferde züchten. Er mochte diese Tiere, legte ungleich mehr Vertrauen in sie als in Menschen. Mit ein wenig Glück würde er sogar ein Mitglied seiner Familie wiedersehen, sollten sie nicht schon alle tot sein. Seit dreißig Jahren nun hatte er nichts mehr von ihnen gehört.

Er würde wieder zu einem gewöhnlichen, einfachen Templer werden, für jeden als solcher erkennbar, ohne Masken und Verkleidungen, er würde wieder zu den täglichen Gebeten mit den Brüdern zurückkehren, zu seinem Ordensgewand, fern von Kämpfen und Intrigen. »Zu lange habe ich diese Arbeit gemacht«, dachte er, »zu lange tausend Gesichter zur Schau gestellt, bis ich mein eigenes vergessen hatte; vielleicht ist mein Problem, dass ich mich nicht mehr daran erinnern kann, wer ich in Wirklichkeit bin.«

Er schob diese Gedanken von sich. Sie lenkten ihn von seiner Arbeit ab, und er wusste, dass er sich das nicht erlauben durfte. Die Mission war von großer Bedeutung, der *Maestre* hatte sein ganzes Vertrauen in ihn gelegt. Er hatte ein Päckchen in Barcelona auszuhändigen, und bis dahin musste er es mit seinem Leben verteidigen.

»Es ist eine lebenswichtige Mission, Bruder Bernard, eine Mission, von der unsere Existenz abhängt«, hatte der *Gran Maestre*, Thomàs de Berard zu ihm gesagt. »Es ist unabdingbar, dass dieses Päckchen an sein Ziel im Abendland gelangt. Ich habe immer auf deine herausragenden Fähigkeiten vertraut, du bist unser bester Mann, und dir ist es zu verdanken, dass wir über einen so vortrefflichen Nachrichtendienst verfügen. Der Templerorden wird immer in deiner Schuld stehen. Dies soll dein letzter Auftrag sein, danach kannst du dich in eine Komturei deiner Wahl zurückziehen. Zur Belohnung für viele Jahre treuer Dienste.«

Ja, dies war seine letzte Reise als Spion des Templerordens, er wusste, dass Thomàs de Berard Wort halten würde, er verehrte ihn und hielt ihn für einen edlen, redlichen Mann. Beinahe von Anfang an, vor nunmehr fast neun Jahren, hatten sie mit einem einzigen Blick ein Band gegenseitigen Einverständnisses geknüpft. Und *Maestre*

Berard hatte es alles andere als einfach gehabt. Seit seiner Ernennung zum *Gran Maestre* des Ordens im Jahre 1256, hatte er sich schwerwiegenden Problemen stellen müssen. Machtlos stand er dem unaufhaltsamen Niedergang und der Zerstörung der Lateinischen Staaten jenseits des Meeres gegenüber. Während das Abendland gleichgültig zusah, hatte er voller Schmerz seine Männer verzweifelt kämpfen und sterben sehen, von Königen und Papst im Stich gelassen, deren vornehmliches Interesse ihren eigenen Machtkämpfen galt.

Jerusalem, die Heilige Stadt, für die so viel Blut geopfert wurde, war schon seit vielen Jahren verloren, und die Christen des Heiligen Landes, untereinander zerstritten, schienen die wahren Beweggründe vergessen zu haben, die sie in jene fernen Länder geführt hatten.

Ja, es waren schlechte Zeiten, dachte Guils niedergeschlagen, und nichts und niemand schien die schreckliche Katastrophe aufhalten zu können. Als hätte die Hölle selbst ihre Untiefen verlassen und sich zwischen den Menschen eingerichtet. Seine Mission hatte bereits drei Menschenleben gekostet, und er fragte sich beunruhigt, was jenes Päckchen enthalten mochte, das in so kurzer Zeit so viel Blut gekostet hatte, nicht ohne dunkel zu ahnen, dass dieselbe tödliche Gefahr auch ihn umgab.

Der Mord an einem Besatzungsmitglied des Schiffes im Hafen von Limassol in Zypern hatte ihn aufschrecken lassen. Die Hälfte der an Bord befindlichen Matrosen hatte sich geweigert, die Reise fortzusetzen, und behauptet, es handle sich um ein Zeichen, einen Vorboten des Todes und des Unheils, worüber der venezianische Kapitän außer sich vor Wut gewesen war.

Bernard Guils hatte das Leben während seiner Laufbahn

in den Diensten der Templer unzählige Male aufs Spiel gesetzt, doch diesmal spürte er einen seltsam kalten Todeshauch um sich, als hätte der abwegige Aberglaube der Matrosen in Limassol seine Seele durchdrungen.

»Ich werde alt«, sinnierte er am Heck des Schiffes an die Reling gelehnt, während er all das Vertraute sich entfernen sah, die Erinnerungen an die Ödnis seiner Jugend, als er noch ein junger Kreuzritter war. Von Ost nach West, von der Geburt der Sonne bis zu ihrem Ersterben. Ein eisiger Schauer fuhr ihm über den Rücken, der Gedanke an den Tod ließ nicht von ihm ab, das gefiel ihm nicht. Es war ein schlechtes Omen.

Er sprach ein kurzes Gebet und vertraute sich dem Schutze Marias an, der Patronin der Templer. In Kürze würden sie Barcelona erreichen, und dort würde er das Päckchen übergeben, das er zwischen Hemd und Haut an seinem Körper barg. Er spürte die Berührung, die Reibung der Schafshaut, mit der es umwickelt war, kalt und feucht von seinem Schweiß.

Ja, bald würde er in Barcelona ankommen, würde seine Mission vollenden und dann ein neues Leben beginnen.

Abraham Bar Hiyya hatte sich an Deck auf einige dicke Taue gesetzt und betrachtete den tiefblauen Himmel. Er hoffte, nicht noch einmal einen Sturm durchstehen zu müssen. Der letzte vor einer Woche hatte das Schiff derart hin- und hergeschüttelt, dass er es für sein Schicksal gehalten hatte, auf dem Ozean zu sterben. Aber es war nicht so gekommen, die Galeere hatte die Wellenschläge überstanden, fast ohne Schaden zu nehmen. Er fasste sich an die Brust, an der das runde, gelb-rote Abzeichen haftete,

das ihn die Christen zu tragen zwangen, um seine jüdische Abkunft auszuweisen.

»Schlechte Zeiten stehen uns bevor«, sagte er sich wieder und wieder. Dieser Gedanke hatte ihn in den letzten Jahren unaufhörlich verfolgt, und die Ereignisse gaben ihm zweifellos Recht.

Er hatte die Reise unternommen, um einen alten Freund zu verabschieden. Er wusste, dass er ihn nie wieder sehen, dass er nie wieder in der Verfassung sein würde, eine so lange Reise anzutreten. Als Arzt konnte er absehen, dass ihn seine Krankheit wohl bis in den Tod begleiten würde, obwohl er ahnte, dass seine gesundheitlichen Probleme möglicherweise nur eine Lappalie waren im Vergleich zu denen, die ihn aufgrund seiner jüdischen Herkunft noch erwarten mochten.

Seine Reise zu Nahmanides nach Haifa in Palästina hatte ihm Seele und Gedanken getrübt. Es war beinahe zwei Jahre her, dass sein Freund des Landes verwiesen worden war, zwei Jahre seit jener großen Katastrophe. Damals hatte er ihn auf die große Gefahr hingewiesen, in die er sich durch seine Haltung gebracht hatte, und darauf, wie naiv sein Vertrauen in den König war. Aber sein Freund wollte einfach nicht einsehen, welch großes Risiko er da einging.

Im Juli des Jahres 1263 befahl Jaime I., König von Katalonien und Aragón, Nahmanides, unter den Christen eher bekannt als Bonastruc ça Porta, sich in der Stadt Barcelona einzufinden, um mit einem Konvertiten namens Pau Cristiá den Disput auszutragen.

Der Adel und vor allem der christliche Klerus waren von dieser Art Spektakel begeistert, bei dem man die Glaubensgrundlagen öffentlich darlegte und diskutierte und aus dem die christliche Religion wiederholt auf Kosten des Juden-

tums als Siegerin hervorging. Für die Kirche kam dies einem großen öffentlichen Werbeakt gleich, der sich in Hunderten von mehr oder weniger freiwilligen Konversionen niederschlug. Die Angst war dabei eines der besten Argumente, um die Ungläubigen zu bekehren.

Kaum war der alte Nahmanides im gräflichen Palast von Barcelona angekommen, hatte er den König um Redefreiheit gebeten, welche ihm tatsächlich gewährt wurde, und am 20. Juli hatte er eine leidenschaftliche Verteidigungsrede seines hebräischen Glaubens gehalten. So leidenschaftlich und überzeugend, dass sie ihm zum Verhängnis wurde. Dennoch glaubte sich Nahmanides in Sicherheit, wünschte sich, die Grundlagen seiner Religion zu erläutern, seine Kenntnisse weiterzugeben, und als man ihn um eine Niederschrift seiner Darlegungen ersuchte, sah er keinen Hinderungsgrund. Doch kaum hatte er eingewilligt, wurde sie zum wichtigsten Beweismittel in einer Anklage auf Schmähung der christlichen Religion.

Die Warnungen Abraham Bar Hiyyas, seinem Freund und Studiengefährten, hatten nichts bewirken können. Dieser erschrak mit jedem Mal mehr darüber, welche Wendung die Dinge nahmen.

Von der Kirche unter Druck gesetzt, verurteilte ihn der König zu zwei Jahren Exil und ordnete die Verbrennung all seiner Schriften an. Seine Feinde waren damit gleichwohl noch nicht zufrieden und hielten die Strafe für zu gering. Unverzüglich legten sie beim Papst Beschwerde ein und verlangten, dass ein Exempel statuiert werde. Und der Papst zögerte nicht lange, ihrem Verlangen nachzukommen. Er befahl dem König, die Strafe zu verschärfen und den alten Juden zu lebenslangem Exil zu verurteilen. So wurde der große Philosoph aus seiner Heimatstadt Girona,

der Wiege seiner Vorfahren, verbannt und gezwungen, die lange Reise nach Palästina anzutreten. Niemals mehr würde er die Erde betreten, die ihn zur Welt kommen sah.

Die Erinnerungen erdrückten und beklemmten Abraham, er wünschte, sie würden sich auflösen, in einen bösen Traum verwandeln, in einen unwirklichen Albtraum, der beim Erwachen verschwand.

Mühselig erhob er sich und ging in Richtung Heck. Ein wenig Bewegung würde sowohl seinem Körper als auch seinem Geist gut tun. Er schritt langsam, unsicher, er war nicht an das Meeresschaukel gewöhnt. Aus geringer Entfernung betrachtete er den nachdenklichen Guils, der mit verlorenem Blick an der Brüstung lehnte. »Seine Gedanken scheinen so verloren wie die meinen«, dachte Abraham. »Guils ... ja, ich glaube, so heißt er, Bernard Guils, ein Söldner auf dem Weg nach Hause, oder zumindest hat man mir das erzählt.« Erleichtert, dass sein Geist sich für etwas anderes interessierte, und dankbar für das Atemholen, das die dunklen, deprimierenden Bilder von seinem Geist fern hielt, dachte Abraham über Guils nach: Er sah einen reifen Mann von stattlichem Körperbau, groß und kräftig, mit einer schwarzen Klappe über dem linken Auge. Er erinnerte sich an die Behutsamkeit, mit der Guils ihm geholfen hatte, an Bord zu gehen, und die so gar nicht mit dem grimmigen Blick seines einzigen Auges übereinstimmte. In seiner Eigenschaft als Arzt war Abraham noch vor dem Einschiffen gebeten worden, sich um ein Mitglied der Besatzung zu kümmern. Sie hatten den Mann hinter einem Stapel Weizensäcke gefunden, die man gerade aufladen wollte, und als der alte Jude dort hinkam, hatte er Guils, über die Leiche gebeugt, angetroffen. Er zeigte ihm einen fast unmerklichen geröteten Punkt am Ansatz des Genicks. Die

beiden sahen sich an, einer den anderen fixierend, wortlos, und ohne sich je zuvor gesehen zu haben, erkannten sie einander.

Nein, Abraham glaubte nicht, dass Guils ein Söldner war, er hatte viele streitsüchtige Männer in seinem Leben gesehen, und dieser war keiner von ihnen. Ein Söldner würde auf sich aufmerksam machen, würde ununterbrochen über seine angeblichen Heldentaten sprechen, aber Guils war ein stiller Mann. Er ähnelte mehr einem Krieger, dem treuen Diener irgendeiner unbekanntes Sache, und er schien besorgt und niedergeschlagen, wenngleich er auch unauffällig alles beobachtete, was um ihn herum geschah.

Abraham brachte jenem Mann ein besonderes Interesse entgegen. Seltsamerweise war er der Einzige, der ihm ein Gefühl von Sicherheit und Vertrauen einflößte, und dies war selten, da er nicht dazu neigte, Fremden zu vertrauen. Das Leben hatte ihn gelehrt, vorsichtig und misstrauisch zu sein. In seinen Erkenntnissen über die menschliche Rasse war das Vertrauen ein Faktor, der nach und nach verschwunden war. »Vielleicht liegt es an der Traurigkeit, die Guils ausstrahlt«, dachte Abraham, eine tiefe Traurigkeit, die seine ganze Seele auszufüllen schien.

Im Gegensatz zu ihm versetzten die übrigen Passagiere den alten Juden eher in Unruhe. Die beiden dominikanischen Mönche, die ihn mit allen Mitteln zu meiden versuchten, riefen großes Unbehagen in ihm hervor, besonders der ältere von ihnen. Das große Schiff schien sich zu verkleinern angesichts des Aufwands, den die beiden Mönche betrieben, um ihm und seinem Blick auszuweichen. Wenn es nach ihnen ginge, wäre er schon den Wellen des Ozeans übergeben worden, ohne dass es da noch eines Sturmes bedürfte. »In Wirklichkeit sind sie selbst der übelste

Sturm«, dachte Abraham und konnte ein trauriges Lächeln nicht unterdrücken.

Des Weiteren reiste ein katalanischer Kaufmann mit ihnen, ein gewisser Ricard Camposines, steter Hüter der Fracht im Bauch der Galeere. Wenn ihn auch dessen Geschäftigkeit amüsierte, wie er durch die Schiffsluke hinauf- und hinunterstieg und den venezianischen Kapitän mit seinen Problemen verfolgte ... »Der Kapitän, das ist wieder eine andere Geschichte«, dachte Abraham weiter, »ein böser Mensch. Aber was soll man schon von Venezianern und Genuesern halten, immer bereit, aus dem größten Unglück Nutzen zu ziehen.« Doch sofort reuten ihn seine Vorurteile. Abraham hatte gute Freunde in Venedig und Genua; Vorurteile hatten seinen guten Freund Nahmanides verdammt und konnten auch ihn selbst einmal verdammen. Nein, in Wahrheit war es der Kapitän selbst, der ihm nicht gefiel, woher auch immer er stammte. Nun waren die trüben Gedanken zu ihm zurückgekehrt. Er setzte sich in einen Winkel nahe dem Heck, wo Bernard Guils stand, und streichelte seine alte Tasche, in der er die medizinischen Geräte aufbewahrte. Aber da war noch etwas, das sich neben seinen Instrumenten und Heilmitteln in ihr befand, etwas, das die beiden Mönche nicht entdecken durften, etwas, das vielleicht für lange Zeit geschützt und verborgen werden musste.

Im Schiffsbauch sicherte Ricard Camposines zum hunderttausendsten Male die Seile, die die Ladung fest und sicher umschnürten. Er traute dieser Besatzung von Unfähigen nicht. Sie machten sich nur über seine Besorgnis lustig, und es schien sie nicht im Geringsten zu interessieren, ob die Fracht unversehrt ankam.

Aber diese Fracht war eines der wichtigsten Dinge in Camposines' Leben, Kernstück eines riskanten Unterfangens, das er eingegangen war, um Glück und Frieden seiner Familie zu sichern. Sein gesamtes Vermögen, sein letztes Geld hatte er ausgegeben, und, was noch schlimmer war, er hatte sich verschuldet, und die Geldverleiher würden bei seiner Ankunft auf ihn warten, um die Schulden einzufordern. Diese Fracht war seine ganze Zukunft.

Er prüfte sorgsam die Verschnürung der Ballen, die mit Farbstoffen in den verschiedensten Tönungen gefüllt waren, ein herrlicher chromatischer Regenbogen, der Leder und Gewebe verschönern würde. Die Färber mit ihren Kenntnissen würden daraus Stoffe in den außergewöhnlichsten Farbtönen herstellen.

Seit einem Jahr war er nicht mehr zu Hause gewesen, war auf der Suche nach jenen Farbmaterialien und verschiedenen Geweben durch ferne Länder gereist. Seine Arbeit gefiel ihm, sie ermöglichte ihm, unterschiedliche Länder und Menschen kennen zu lernen und öffnete ihm Geist und Herz. Im Abendland wurden Urteile sehr voreilig gefällt, sagte er sich, während er den alten Juden beobachtete, der am Heck des Schiffes saß.

Seine Reisen hatten ihn befähigt, seinesgleichen mit anderen Augen zu sehen. Er war auf Menschen aller Klassen getroffen, einfache Menschen, die um das Wohl ihrer Familien, um ihre Gesundheit, ihre Arbeit besorgt waren ... so wie überall. Welche Bedeutung konnte da der Name des Gottes haben, den jeder Einzelne anbetete?

Er streichelte die Ballen und dachte an seine Frau Elvira, an ihre Augen, tiefgrau wie die Farbe eines Sees im Herbst. Er hatte seine Frau vom ersten Tag an geliebt, als er ihr auf

einer seiner unzähligen Marktbesuche begegnet war. Er liebte ihre Kraft, die Lebensfreude, mit der sie sich den Dingen stellte. Er dachte an ihre Stimme, an ihr Lachen. In den letzten Jahren hatten sie nicht viel Anlass zur Freude gehabt, die Krankheit ihrer Tochter hatte den Mut der ganzen Familie sinken lassen. Und dies war einer der Gründe für jene nicht enden wollende Reise gewesen, das Geld zu beschaffen, um einen der besten Ärzte bezahlen zu können.

Es war nun ein Jahr her, dass Ricard Camposines geschworen hatte, seine Familie nie wieder Entbehnungen erleiden zu lassen, und kein Mitglied dieser verdammten Besatzung würde sein Vorhaben vereiteln. Als er sich diesen Entschluss noch einmal vergegenwärtigt hatte, fühlte er sich wie neu.

Er begab sich wieder an Deck, gleichgültig gegenüber den ironischen Blicken des venezianischen Kapitäns. Der Kerl gefiel ihm nicht, mit diesen Augen eines Raubvogels, der nur auf einen günstigen Moment wartet, um zuzuschlagen. Er näherte sich der Stelle, wo der alte Jude saß, und grüßte ihn freundlich. Er hatte das Verhalten der beiden dominikanischen Mönche beobachtet, ihre zwanghaften Bemühungen, Abraham aus dem Weg zu gehen, als litte dieser an der schlimmsten aller Seuchen und könnte sie anstecken. Er zögerte einen Moment, sich ihm zu nähern, aus Furcht, jene beiden Mönche könnten es beobachten. Er hielt sie zu allem für fähig, selbst dazu, ihn des geheimen Einverständnisses mit Ungläubigen zu beschuldigen, selbst wenn er Abraham nur einen guten Tag wünschte. Dabei hätte er gerne eine nette, belanglose Unterhaltung über das letzte Unwetter mit ihm geführt oder ihn auf das glänzende Dunkelblau des Meeres zu jener Stunde hingewiesen und

bemerkt, wie schön es wäre, einen Stoff in jenem Farbton färben zu können.

Aber er tat es nicht und ging an ihm vorbei. Sein Gewissen regte sich, doch er hörte aufmerksam auf seine innere Stimme, die ihm zur Vorsicht riet; nun, da die Reise fast beendet war, konnte er doch nicht nur wegen eines alten Juden, der zudem ganz in seine eigenen Gedanken vertieft schien, das Ergebnis so vieler Mühen aufs Spiel setzen.

Er streckte seine steifen Glieder, atmete tief die saubere, klare Meeresluft ein, die seine Lungen stärkte. Und begab sich auf seinen täglichen Spaziergang über Deck, damit seine Beine nicht ganz vergaßen, wofür sie geschaffen waren.

Er erblickte Bernard Guils, der an der Brüstung des Hecks lehnte, als betrachte er betrübt nur das, was sich entfernte, gleichgültig gegenüber dem, was bevorstand. Sah die Dominikaner am Bug, so weit wie möglich von dem alten Juden entfernt, wie sie ihre Gebete sprachen, ohne diesen aus den Augen zu lassen. Er beobachtete die Bewegung ihrer Lippen, die die Litanei formten, während ihre Gedanken und Blicke, fern vom Gebet, auf die Außenwelt gerichtet waren. Er sah auch Arnaud D'Aubert neben dem Kapitän, dem er von einer seiner unzähligen Heldentaten berichtete, die er nicht zu erzählen müde wurde, wann immer sie jemand hören wollte. »Der sieht wirklich wie ein Söldner aus«, dachte Camposines, »der und nicht der andere, der behauptet, einer zu sein. Der Schein trügt doch immer.«

Er erklärte seinen Spaziergang für beendet und kehrte zum Laderaum zurück. Er würde nicht zulassen, dass auch nur ein Ballen kaputtging oder ein Krümel seiner kostbaren Fracht in diesem verdammten Schiff zurückblieb. Nie im Leben. Nicht, solange er es verhindern konnte.

Kapitän Antonio d'Amato folgte gleichgültig der Erzählung Arnaud D'Auberts. Er glaubte dem Provenzalen kein Wort, nicht einmal, dass er ein solcher war. Er hatte mit zu vielen Provenzalen gearbeitet und zu tun gehabt, oder sie sogar umgebracht, um nun diesem Scharlatan Glauben zu schenken. Taub für seinen Redefluss, musterte er ihn eingehend. Er war von mittelgroßer Statur und sehr dünn, obwohl man unter seinem Hemd eine straffe, ausgeprägte Muskulatur erahnen konnte. In seinen hellen, blauen oder grauen, eher trüben Augen flackerte gelegentlich ein grausames Leuchten auf. Dann war da noch sein Hinken, sein Gang, bei dem er leicht das linke Bein nachzog. D'Aubert zufolge war es eine alte Kriegswunde, ein muslimischer Pfeil, der ihm durch den Schenkel geschossen worden war. Aber D'Amato zweifelte sehr am Wahrheitsgehalt dieser Geschichte, sogar an dem des Hinkens selbst. Er hatte beobachtet, dass es zeitweise ganz verschwand und dass sich D'Aubert für einen Krüppel allzu rasch erhob. Der Venezianer hatte keine Ahnung, warum ein gesunder Mann so tat, als ob er krank wäre, und es war ihm auch vollkommen gleichgültig. Er dachte nur, dass es nichts Gutes bedeuten konnte.

Der Kapitän wäre gerne schon im Hafen angekommen und hätte sich der Ladung Passagiere entledigt, die in Zypern an Bord gegangen waren. Er nahm ungern Passagiere auf, außer wenn es ihm besondere Vorteile brachte, und ihr Beutel musste gut gefüllt sein, um seinen Ansprüchen zu genügen. Daher war er überrascht, auf so viele Passagiere getroffen zu sein, die bereitwillig diese großen Summen aufbrachten, ohne zu murren oder auch nur zu versuchen, mit ihm zu handeln. Es war ein erstaunlicher Zufall, überlegte er, so viele auf einmal, und alle wollten sie in dieselbe

Richtung: Barcelona ... nie zuvor war er auf so viele Passagiere mit so gefüllten Geldbeuteln gestoßen, und das, obwohl er schon seit vielen Jahren in der Schifffahrt und dem Warentransport tätig war.

Im Hafen von Limassol hatte wieder die Zeit für die Pilgerfahrten ins Heilige Land begonnen, wenngleich das Geschäft wegen der Feindseligkeiten am Mittelmeer immer schlechter lief. Jener Hafen war zur Zuflucht von Kaufleuten und ziellos Gestrandeten geworden, und von den Letzteren gab es inzwischen allzu viele aus aller Herren Länder. Das Geschäft mit den Kreuzzügen, das jahrelang so lohnend für die Venezianer gewesen war, schien am Tiefpunkt angelangt, und der zwischen den italienischen Republiken ausgebrochene Krieg machte die Situation nicht einfacher. Das Schlimmste war zu jener Zeit für D'Amato nicht, auf eine ägyptische Flotte zu treffen, sondern schon auf ein einziges Genueser Schiff.

Kein christlicher Monarch interessierte sich mehr für die Rettung des Heiligen Landes, ihre Augen waren auf das Abendland gerichtet, auf das Säbelwetzen, um sich der Reste des großen Deutschen Reiches zu bemächtigen, jetzt, da Friedrich I. tot war, der letzte Herrscher aus dem Hause Hohenstaufen. »Die Geier streiten sich um jeden Überrest«, dachte D'Amato. »Bald werden sie sich gegenseitig verschlingen, und das wird ein guter Augenblick für mich sein.« Letztendlich konnte er sich nicht beschweren, der Handelskrieg gegen Genua hatte ihm großen Nutzen gebracht, und wie es schien, würde er mit dem Plündern fortfahren können. Er konnte die Genueser nicht ausstehen, die Pisaner ebenso wenig; in Wirklichkeit konnte D'Amato fast niemanden ausstehen.

Zu viele Passagiere, murmelte er erneut schlecht gelaunt

vor sich hin. Seine Gedanken kreisten wieder um ihren Ausgangspunkt. Aber es war nicht mehr weit bis zur ihrer Ankunft in Barcelona, und es hatte sich gelohnt, einen Umweg über Venedig zu machen. Er dachte an die wunderschönen Edelsteine, die ihm der alte Jude als Fahrgehalt überreicht hatte. Zu Hause würde er einen guten Batzen Geld dafür bekommen, eine Summe, die einem Gegenwert von sechs solcher Reisen auf dem Markt der Seefahrt entsprach. Der Jude musste es sehr eilig haben, nach Hause zu kommen, oder er war vielleicht so reich, dass es ihm gleichgültig war, diese Summe auszugeben. Die Beweggründe seiner Passagiere waren jedenfalls die geringste Sorge des Venezianers.

Am Bug konnten der Seele von Bruder Berenguer de Palmerola auch die Gebete keine Ruhe schenken. Die Reise, inmitten von Barbaren, die sich Christen nannten, war ein Alptraum gewesen. Er hätte jene Mission niemals antreten dürfen, aber sein Ehrgeiz hatte sich lautstark durchgesetzt, in der Hoffnung, ein Auftrag von solcher Tragweite würde ihn in den Augen seiner Superioren brillieren lassen. Endlich konnte er seine angeborene Vortrefflichkeit, seine zwischen den Mauern des Klosters schon viel zu lange gering geschätzte Intelligenz unter Beweis stellen.

Seine Arabisch- und Hebräischkenntnisse, die er für den Grundstein einer glänzenden Laufbahn gehalten hatte, hatten ihn in Bibliotheken eingeschlossen, an eine Feder gefesselt, ihn langweilige Texte übersetzen lassen, die niemals jemand lesen würde. Er war enttäuscht und erzürnt über die Gleichgültigkeit der Superioren gewesen – die seine herausragende Begabung zum Prediger unterschätzten –, und seine Gesuche, auf Bekehrungsmissionen

geschickt zu werden, waren wiederholt zurückgewiesen worden.

Und als ihn dann vor nunmehr zwei Jahren sein Superior zu sich rief, um ihn mit dieser delikaten Mission zu beauftragen, hatte er angenommen, dass nun seine Zeit gekommen war. Er sollte an den Hof des Großen Khan in die Mongolei übersiedeln und mit den Christen vor Ort Kontakt aufnehmen. Er war überrascht, dass es unter diesen Wilden Glaubensbrüder geben sollte, aber der Superior teilte ihm mit, dass es sich um eine primitive christliche Sekte handelte, die Nestorianer genannt, und dass die Mutter sowie die Hauptfrau des Khans selbst jener besagten Religion angehörten. Er erfuhr auch, dass die Mongolen die zentralen Nester der ungläubigen Muslime zerstört hatten, dass Städte wie Bagdad, Aleppo und Damaskus gestürzt worden waren. Es war der richtige Moment, um jene Reise anzutreten und Beziehungen mit dem mongolischen Volk aufzunehmen, und sein Superior bat ihn um einen ausführlichen Lagebericht.

Trotz seines Alters hatte Bruder Berenguer jene Reise mit der Überzeugung eines Soldaten und dem Ehrgeiz eines Fürsten angetreten. Er ertrug die Mühsal in dem Glauben, er würde sich in die bewundernswürdigste Gestalt verwandeln, alle mongolischen Stämme würden sich ihm zu Füßen werfen, sobald sie seine geistreichen Reden hörten, und der Papst selbst würde ihn um Hilfe ersuchen. Sehr wahrscheinlich würde er sogar die höchsten Würden innerhalb seines Predigerordens erhalten. Endlich, nach so vielen Jahren, konnte er seine große Begabung beweisen.

Aber keiner seiner Träume war in Erfüllung gegangen, und die Reise hatte sich bald in seinen größten Albtraum verwandelt. Der Große Khan weigerte sich von Anfang an,

ihn zu empfangen, und hieß ihn unnachgiebig, sich mit seinem Sohn, dem Ilkhan Hulagu, auseinander zu setzen. Durch nichts war der erhabene Mongole von der Bedeutsamkeit seines Besuches zu überzeugen, nicht einmal, als er in einem Anfall der Verzweiflung schwor, dass der Papst höchstpersönlich ihn gesandt hatte und seine Weigerung, ihn zu empfangen, seine Exkommunion zur Folge haben könnte. Der Große Khan schien durch nichts zu erweichen.

Ein Jahr lang hatte er auf die Audienz beim Ilkhan Hulagu gewartet, der sich damals darauf konzentrierte, eine Allianz mit den Byzantinern einzugehen, und als er endlich empfangen wurde, tätigten seine feurigen Worte keine große Wirkung, sondern ernteten eher höfliche Gleichgültigkeit und den Rat, es sei das Beste, er spreche mit seiner ersten Ehefrau, der Herrscherin Dokuz Khatum.

Bruder Berenguer war vom Verhalten dieser Sekte aus so genannten Christen empört gewesen, von ihrer Ignoranz, der Zügellosigkeit ihrer Geistlichen, ihren barbarischen Zeremonien und ihrer Toleranz gegenüber anderen, ketzerischen Religionen. Er hatte sich beeilt, seinem Superior einen aufwiegelnden Bericht zu schreiben, in dem er ihm mitteilte, dass die einzige Lösung für dieses Volk von Wilden ein Schwefelregen sei, der sie dem Erdboden gleichmache, dass es keinerlei Seelenheil für sie gäbe und der Predigerorden gut daran täte, sich jene schmerzreiche Reise zu ersparen.

»Komplett ausmerzen«, dachte er, während seine Lippen das Gebet formten, »das ist die Antwort.« Wenn er mit seinem unbestreitbaren Talent sie nicht von dem Irrtum überzeugen konnte, in dem sie lebten, würde niemand es schaffen, da war er sich vollkommen sicher. Er fühlte große Wut und Frustration, diese verdammten Nestorianer, die